Manfred Mittermayer

Archiv der kleinen Völker

Zu den Reisebüchern von Karl-Markus Gauß

1 Der Gauß'sche Vorlass und die Reisebücher

Seit Ende 2019 befindet sich der Vorlass des Autors Karl-Markus Gauß im Bestand des Literaturarchivs Salzburg (LAS). Darin enthalten ist einerseits eine umfangreiche Sammlung an Arbeitsmaterialien zu seinem literarischen Werk: Baupläne, verschiedene Arbeitsstufen seiner Texte, außerdem Notizen, Stichwörter, Tagebucheinträge, Entwürfe, Skizzen, Reisehefte und zahlreiche andere Materialien, die Gauß im Hinblick auf seine Bücher gesammelt hat. Andererseits gehören zu seinem Vorlass – neben einer nahezu vollständigen Sammlung zur Presserezeption seines Werks – insgesamt 25 Aktenordner mit Korrespondenzen: Briefe, Postkarten, E-Mails, die Gauß seit 1990 erhalten hat, teilweise auch mit seinen eigenen dazugehörenden Korrespondenzstücken. Besonders umfangreiche Korrespondenzen existieren u. a. mit Michael Guttenbrunner, Erich Hackl, Marie-Thérèse Kerschbaumer, Paul Parin, Michael Scharang, Evelyn Schlag und Hermann Schreiber; dazu kommen zahlreiche weitere Briefpartner und -partnerinnen aus dem Bereich der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur.

Der vorliegende Beitrag befasst sich, von diesem Vorlass ausgehend, mit den Reisebüchern von Gauß, die einen wesentlichen Teil seiner literarischen Arbeit ausmachen; seit der Jahrtausendwende bilden sie – neben den Journalbänden *Mit mir, ohne mich* (2002), *Von nah, von fern* (2003), *Zu früh, zu spät* (2007), *Ruhm am Nachmittag* (2012) und *Der Alltag der Welt* (2015) – das zweite zentrale Segment seines Werks. Der Autor, der selbst einer donauschwäbischen Familie entstammt, berichtet darin von seinen Besuchen bei Minderheiten zumeist aus dem östlichen Teil Europas. In *Die sterbenden Europäer* (2001) begibt er sich in die Gottschee, eine deutsche Sprachinsel in Slowenien, außerdem zu den Sorben in der Lausitz, der albanischen Minderheit der Arbëreshe in Italien und den Sepharden von Sarajevo. Von seinen Reisen in die Slums der Slowakei berichtet Gauß in *Die Hundeesser von Svinia* (2004); am Rande der Stadt Košice besucht er das „größte Zigeunerghetto Europas“. *Die versprengten Deutschen* (2005) besucht Gauß u. a. in der slowakischen Zips und am Schwarzen Meer. In Litauen trifft er auf die so genannten ‚Wolfskinder‘: Waisen oder auf der Flucht 1945 verloren gegangene deutsche Kinder. In *Die fröhlichen Untergeher von Roana* (2009) reist Gauß zu den Assyriern nach Schweden und den Zimbern nach Oberitalien, außerdem zu den Karaimen nach Litauen. Die „Vier Reisen“ in *Zwanzig Lewa oder tot* (2017) führen

ihn in die Republik Moldau, den ärmsten Staat des Kontinents, nach Bulgarien, in die kroatische Hauptstadt Zagreb und in die Wojwodina.¹

Der Vorlass des Autors enthält neben zahlreichen Fassungen der jeweiligen Texte, die seine akribische Arbeit an der literarischen Form belegen, vor allem auch eine Vielzahl an Materialien, mit deren Hilfe er sich auf die Reisen und auf die Niederschrift der einzelnen Texte vorbereitete. Gauß bewahrte sie in einer übersichtlichen Zusammenstellung hinsichtlich der Zuordnung zu seinen Büchern in seinem privaten Archiv auf. Eine exemplarische Aufzählung einiger dieser Dokumente vermittelt einen kleinen Eindruck davon, wie vielfältig sich die Materialität (vgl. dazu Farge 2011) der aus dem Gauß'schen Privatarchiv ins universitäre Literaturarchiv übernommenen Einzel-Archivalien darstellt. So enthält eine Schachtel mit der Beschriftung „Untergeher“ (einer Abkürzung des späteren Titels *Die fröhlichen Untergeher von Roana*) ein Konvolut mit Zeitungsausschnitten, Internetausdrucken und einzelnen Kopien kulturgeschichtlicher Aufsätze aus Büchern zum Trentino, zu Oberitalien etc., Konvolute mit unterschiedlichem Informationsmaterial zum Fersental, Zimbrischen und zur Sprachinsel Sappada sowie eine Audiokassette des Dokumentationszentrums Lusern. In einer weiteren Schachtel mit der Aufschrift „Assyrer, Karaimen, Zimbern“ befindet sich ebenfalls eine umfangreiche Dokumentation zur Arbeit am Band *Die fröhlichen Untergeher von Roana*, darunter Buchpublikationen vor allem über die Assyrer und die Zimbern im Trentino bzw. in Lusern.

Besonders reichhaltig ist das Material zu Gauß' erstem Reisebuch *Die sterbenden Europäer*. In der Beschriftung der ersten Schachtel werden die Sepharden, Sorben, Arbëreshe und Gottscheer als inhaltliche Schwerpunkte angeführt. Wir finden darin u. a. mehrere Ausgaben von Zeitschriften, etwa *SA Kanton* (Sarajevo), der Vierteljahresschrift *Quaderni del Dipartimento di Linguistica* der Universität Kalabrien, *Katundi Ynë. Rivista italo-albanese di cultura e di attualità* (Civita, Italien), der mazedo-romanischen Zeitschrift *Zborlu a nostru* („Unser Wort“) sowie der sorbischen Wochenzeitung *Nowy Casnik*. Die Schachtel enthält außerdem einige Bücher, darunter *Der Kampf um Serbien* von Kerim Lučarević, *Walking on pollino* von Luigi Troccoli und Emanuele Pisarra, *Sprachwechselprozeß in der Niederlausitz* von Madlena Norberg sowie *Spirito regale nei costumi della donna*

¹ Der Band *Im Wald der Metropolen* (2010), der Gauß in die Slowakei und nach Ex-Jugoslawien, nach Rumänien, Polen, Belgien, Italien, ins Elsass und nach Griechenland führt – mit Besuchen in Belgrad, Brüssel, Bukarest, Istanbul, Neapel und vor allem Wien –, befasst sich weniger mit Geschichte und Gegenwart der europäischen Minderheiten und wird deshalb hier ausgespart. Neuere Bände mit Reisedarstellungen, die im Gauß'schen Vorlass keinen vergleichbaren Schwerpunkt bilden, sind *Abenteuerliche Reise durch mein Zimmer* (2019) und *Die unaufhörliche Wanderung* (2020).

arbëreshe. Eine weitere Schachtel mit der Aufschrift „Aromunen“ enthält u. a. weitere Zeitschriftenausgaben, außerdem Sonderdrucke zu Themen wie „Juridische und ökonomische Aspekte der Transhumanz bei den Aromunen (Mazedo-Rumänen von Livedz-Meglenien)“ (von Vasile Barba) und „Aromunen in Rumänien“ (von Max Demeter Peyfuss) sowie eine Broschüre von Andrei C. Bagav: *Pandera – Armănească*.

2 Gauß und das Archiv

Aus Anlass der Übergabe seines Vorlasses in den Bestand des Literaturarchivs Salzburg führten der Verfasser dieses Beitrags und der LAS-Mitarbeiter Bernhard Judex am 28. September 2020 mit Karl-Markus Gauß ein Gespräch über die Bedeutung des Sammelns und des Archiv-Begriffs für seine literarische Arbeit und sein intellektuelles Selbstverständnis (zu verschiedenen Definitionen des Archivs vgl. Schenk 2008, 60–64).² Einige Gedanken daraus sollen hier wiedergegeben werden, ehe – ausgerichtet auf Fragen des Aufbewahrens historisch gewordener, vom Verschwinden bedrohter kultureller Inhalte und Materialien sowie ihrer Funktion im Rahmen des „kulturellen Gedächtnisses“ (vgl. zu diesem Begriff die zitierten Arbeiten von Aleida und Jan Assmann) – exemplarische Passagen aus den genannten Reisebüchern besprochen werden (zu Gauß' Arbeit an den Reisebüchern vgl. auch das Gespräch mit Ohrlinger und Strigl 2010, 12–24).

Das Archiv sei für ihn zunächst etwas, so Gauß, wo er Dinge aufbewahrt habe, die für ihn von vornherein wichtig waren oder bei denen es möglich war, dass sie später für ihn wichtig werden könnten. In diesem Sinne habe ihn der Archivgedanke bereits relativ früh beschäftigt und er habe sich damit auch intensiv auseinandergesetzt. Gauß erinnert sich, er habe schon immer „Sachen gesammelt“, in Aktenordnern oder Schachteln aufgehoben, wobei er zuerst gar nicht gewusst habe, aus welchem Grund. Etwa im Alter von 25 Jahren habe er begonnen, gezielt Informationsmaterial über nationale Minderheiten zu sammeln – ohne noch daran zu denken, dass er eines Tages in die betreffenden Länder fahren werde. Er sei immer so etwas wie ein „anarchischer Archivar“ gewesen, der irgendetwas, das ihn anspricht, gleich auch aufhebt; später werde daraus „vielleicht etwas werden“.

Im Verlauf seiner persönlichen Entwicklung habe sich das System, dem er gefolgt sei, signifikant verändert: Zu Beginn habe er in seinem privaten Archiv vor

² Das gesamte Gespräch ist auf der Website des Literaturarchivs Salzburg nachzulesen: www.uni-salzburg.at/literaturarchiv

allem Materialien nach einem Prinzip aufgehoben, das sich an literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten orientiert habe. Während des Germanistikstudiums sei in ihm der Gedanke entstanden, es könnte auch einen anderen Kanon geben als die vorgegebene Leseliste. Beim systematischen Studium der universitären Bibliotheksbestände sei ihm bewusst geworden, dass die Bewertungen durch das offiziell anerkannte „Gedächtnis“, in dem die als bedeutend geltenden Kulturgüter festgelegt seien, nicht unbedingt mit seinen eigenen identisch gewesen seien. In diesem Sinn sei die Motivation für seine Arbeit an einem alternativen literarischen Kanon (vgl. dazu Michler 2017, Stocker 2017) nicht zuletzt durch eine Art Streben nach „Gerechtigkeit“ motiviert gewesen. In seiner frühesten Publikationsphase habe er sich dann bemüht, ein anderes Bild der Literatur seines Landes zu zeichnen, gegen das etablierte Bild einer unpolitischen ‚österreichischen‘ Schreibhaltung vor allem „widerständige, subversive Traditionen zu präsentieren“ (zit. nach Pohl 2010).

Mittlerweile sei Gauß dazu übergegangen, alles aufzubewahren, was die Möglichkeit erkennen lasse, für die Arbeit an seinen späteren Büchern von Bedeutung zu sein. Bei seiner literarischen Produktion sei er oft sehr assoziativ vorgegangen. Sich selbst bezeichnet er als „Anhänger des produktiven Zufalls“: Er habe die Erfahrung gemacht, dass sich Materialien, die zunächst nicht offensichtlich zusammengehören, oft als interessanter erweisen als jene, die er bewusst nach einer bestimmten Liste etwa von Sekundärliteratur zu einem bestimmten Thema archiviere. Deshalb betreibe er zwei Formen des Sammelns: Die eine sei eine Art „instrumentelles Sammeln“, das sich an einem bestimmten Projekt orientiert, das er in naher Zukunft angehen wolle. Die andere diene der Zusammenstellung von Materialien, die irgendwann eine Bedeutung für seine Arbeit bekommen könnten, deren Zusammenhang ihm jedoch zunächst noch nicht bewusst sei. Anders als bei der Vorbereitung eines gezielten Projekts seien das Objekte, die „einem zufliegen“, von denen man zunächst nicht genau sagen könne, wozu sie sich einmal eignen könnten.

In Hinblick auf sein privates Archiv habe Gauß zwei weitere Grundlinien des Aufbewahrens verfolgt: Einerseits sammle er Dokumente zur Genese des eigenen literarischen Werks, andererseits stelle er Material für die künftige Weiterarbeit zusammen. Vieles aus dem Vorlass, was er selbst in Schachteln angehäuft habe und was nun in ein Literaturarchiv gelangt sei, habe bisher zu keinem konkreten Projekt geführt und werde das womöglich auch nicht mehr tun – darunter Objekte aller Art, von Reiseführern und Materialien zur Geschichte bis zu ganz banalen Gegenständen. Als wichtig für die eigene Arbeit sieht er aber auch all das an, was er nicht realisiert habe, „das, was nicht aus einem geworden ist“. In diesem Kontext erzählt Gauß von einem einschlägigen Projekt: Er habe schon immer ein Buch schreiben wollen, in dem es um all jene Bücher gehe, die er nicht geschrie-

ben habe – sie würden viel über ihn aussagen. Er habe dafür sogar einige Darstellungsvarianten entworfen: etwa indem er Klappentexte für diese nicht verfassten Bücher schreibe, erste Rezensionen dafür fingiere oder einfach Inhaltsangaben zu ihnen formuliere.

Das Phänomen der gesellschaftlichen Erinnerung habe Karl-Markus Gauß schon immer beschäftigt, auch die Frage, wie darüber gesprochen werde und in welcher Differenzierung. In seinen Reisebüchern habe er sich nicht zuletzt mit den Gedächtnisstrukturen von Menschen auseinandergesetzt, gleichzeitig mit dem Aussterben ihrer Sprache und Kultur. Gauß zitiert den uruguayischen Autor Eduardo Galeano, den Verfasser des einflussreichen anti-kolonialistischen Buches *Die offenen Adern Lateinamerikas*: Das Gedächtnis sei die Waffe der Unterdrückten. Mittlerweile sei ihm selbst jedoch auch bewusst geworden, dass es gleichzeitig ein „verfälschendes Gedächtnis der Zukurzgekommenen und Marginalisierten“ gebe, das sich auch als „Mittel des Ressentiments“ einsetzen lasse. Erinnerung habe für ihn ein „Doppelgesicht“: Über die Zeiten hinweg könne etwas behauptet werden, um darauf zur eigenen Stabilisierung und Identität zurückgreifen zu können – aber auch um sich selbst gegenüber Perspektiven, die das eigene Weltbild infrage stellen könnten, abschotten zu können. Kleine Unterschiede zu anderen Menschengruppen würden bewusst vergrößert – was gleichzeitig zu einer Art „Selbstverzwergung“ führe, um aus diesem Rückzug auf das vermeintlich Eigene Bedeutung zu gewinnen.

Auf seinen Reisen sei Gauß, wie er sagt, immer wieder auf „Kleinstkulturen“ getroffen, die sich im Bemühen um Selbstbehauptung gegenseitig anfeinden, statt aus der analogen Situation der Bedrängnis das Bedürfnis nach Solidarisierung zu entwickeln – und sich dabei gegenseitig aufreiben, anstatt einander zu stützen. Dabei bezögen sich diese kleinen kulturellen Einheiten immer wieder auch auf Archive; oft sei er auf teilweise dilettantisch hergerichtete Sammlungen der unterschiedlichsten Dokumente und Gegenstände gestoßen. Auf seiner Reise zu den Arbëreshe habe er buchstäblich in jedem Dorf ein Heimatmuseum vorgefunden, in dem jeweils „lächerlichste Sachen und Kostbarkeiten durcheinander“ angeordnet gewesen seien. Der Drang zu solcher Selbstvergewisserung sei oft aus dem Bewusstsein heraus entstanden, dass diese Menschen als Kollektiv vertrieben worden seien. Die aus historischen Gegebenheiten und Abläufen erklärbare Vorgangsweise könne aber auch zu „unglaublich bornierter Selbstgefälligkeit“ führen, so Gauß; alles, was es an Fortschritt gebe, werde aus dieser Perspektive zugleich zur Bedrohung für die eigene Identität.

In Bezug auf seinen Hang, Materialien aller Art aufzubewahren, beschäftigt Gauß ein Gedanke, der für ihn immer bedeutsamer werde: Unabhängig von uns werde die Welt immer umfangreicher und vielfältiger, die digitalen Möglichkeiten würden beständig anwachsen. Zugleich aber sei vieles, was für ihn und seine

Generation noch wichtig gewesen sei, im Begriff, für immer verlorenzugehen, obwohl es auch in 200 Jahren für eine menschliche Gesellschaft von Bedeutung sein könnte. Dabei wolle er keineswegs kulturpessimistisch verstanden werden, betont Gauß. Doch so wie die Kenntnis bestimmter Schriften etwa in der Generation seiner Kinder allmählich verschwinde – was er etwa an den von ihm geliebten alten Ausgaben klassischer Texte der Literatur erkennen könne –, gingen andauernd wichtige Elemente unserer Kultur verloren. Das falle ihm im Bereich der Literatur, in dem er sich am intensivsten bewege, besonders auf, aber es betreffe auch bestimmte Haltungen oder Lebensformen. Dabei verbindet Gauß mit der Einrichtung eines Archivs keineswegs das Bestreben, dessen Inhalte nostalgisch zu verklären. Aber eine Gesellschaft, die am Ende vergessen habe, woran andere Generationen geglaubt, worauf sie gehofft hätten, auch wovon sie enttäuscht gewesen seien, begehe dadurch einen „Akt der Barbarei“, im Rahmen eines sich ständig perpetuierenden Prozesses des Verlusts zivilisatorischer Errungenschaften.

3 Die Geschichte der Sprachen

Ein zentrales Thema in den Reisebüchern von Karl-Markus Gauß sind Sprachen, die keine ungebrochene Kontinuität ihres Bestehens und ihrer Verwendung aufweisen. Es sind Sprachen, die aufgrund der historischen Entwicklung vom Aussterben bedroht sind; die Literatur von Gauß wird in diesem Sinn auch zu einer Art Archiv für diese Sprachen und ihre Spuren im kollektiven Gedächtnis. Den Autor interessiert in diesem Zusammenhang nicht zuletzt die Frage, wie sie vor dem Vergessen bewahrt werden und wer diese Leistung unter welchen Umständen erbringt. Er beschäftigt sich mit den Institutionen oder gesellschaftlichen Vorrichtungen, aber auch mit den Personen, die für ihren Fortbestand sorgen oder zumindest ihrem Verschwinden entgegenreten.

In *Die fröhlichen Untergeher von Roana* weist Gauß z. B. auf Gabriel Afram hin, der kurz zuvor nach dreißigjähriger Arbeit sein schwedisch-assyrisches Wörterbuch veröffentlicht hat, das Einzige seiner Art (vgl. FUR 60). Im selben Band erinnert er an Umberto Martello Martalar, einen einfachen Postbeamten in Mezzaselva, einem Ortsteil von Roana, der im Alter darangegangen sei, „ganz aus Eigenem, ohne wissenschaftliche Voraussetzung und Übung, ein Wörterbuch der zimbrischen Sprache zusammenzustellen“ (FUR 79). Auch Giuseppe Cappelletti, katholischer Geistlicher in Verona und namhafter Mathematiker, habe sich durch die Publikation eines zimbrischen Wörterbuchs samt einer kleinen Grammatik und einer Fabelsammlung verdient gemacht (vgl. FUR 102). Eine ähnliche Forschungsarbeit habe Markas Lavrinovičius vorgelegt, „Träger der Ehrenmedaille

des litauischen Großherzogs Gediminas, verdienter Wissenschaftler der Elektrotechnik“, der in seinen Pensionsjahren eine vergleichende Grammatik des Karaimischen, Türkischen und Russischen schuf (FUR 127–128).

Gauß weist auf die politisch motivierten Versuche hin, Sprachen aus der Sphäre der gesellschaftlich zugelassenen Diskurse zu verdrängen und aus der Erinnerung zu tilgen, sowie auf die Folgen, die solche Zwangsmaßnahmen für die Menschen hatten. Schon in *Die sterbenden Europäer* stellt er dar, wie das Sorbische 1937 „als Sprache des Unterrichts und der Öffentlichkeit verboten“ worden sei. In der Klasse einer von ihm befragten Zeitzeugin aus Šunow (bzw. dt. Schönau) habe das die Mehrheit der Schulkinder betroffen: Darin habe es insgesamt 45 Kinder gegeben, von denen etwa vierzig „untereinander beim Spielen, auf dem Schulweg, in der Klasse nie anders als sorbisch gesprochen“ (StEu 156) hätten. Erwinas, der Vorsitzende der „Deutschen Gemeinschaft von Vilnius“, berichtet davon, dass viele Jahre hindurch außer seiner Frau und seinem Bruder „nur drei Freunde gewußt“ hätten, dass „Deutsch seine Muttersprache“ (VD 44) sei. Die Mitglieder seiner Familie seien 1941 nach Ostdeutschland, nach dem Sieg der Roten Armee wieder nach Litauen umgesiedelt worden und hätten dort die nächsten vierzig Jahre hindurch verbergen müssen, dass sie Deutsche waren. Nach einem traumatischen Erlebnis 1947, bei dem sein Bruder und er aufgrund ihrer Sprache als Deutsche erkannt und misshandelt worden seien, hätten sie ihrer Mutter „schwören“ müssen, „nie wieder ihre Muttersprache zu sprechen“ (VD 44).

Am Beispiel der Assyryer in Schweden schildert Gauß eine der vielen Folgen, die Migrationsbewegungen im Hinblick auf die Sprache der Menschen haben können: Es sei für ihn „einzigartig in der Geschichte der Migration“, dass die „Kinder der Einwanderer sich im Einwanderungsland die Sprache aneigneten, die ihren Eltern bereits abhanden gekommen“ sei. Damit habe sich aber auch „in der zweiten Generation nicht das gefährliche Gefühl der Verlorenheit“ eingestellt, „hier nicht und dort nicht zu Hause zu sein“; diese Menschen hätten im Gegenteil die Möglichkeit erhalten, eine „doppelte Identität auszubilden“ (FUR 20). Eine ungewöhnliche Variante der Fortführung einer sprachlichen Tradition beschreibt Gauß am Beispiel des zimbrischen Dichters Sergio Bonato, der seine Gedichte auf Italienisch verfasst und von dem Salzburger Zimbrologen Remigius Geiser ins Zimbrische übertragen lässt. „Dem Italiener, der im Gedicht um seine zimbrischen Vorfahren trauerte, deren Sprache schon seinen Großeltern verloren gegangen war“, sei auf diese Weise ein Österreicher beigeprungen, der sich das Zimbrische „aus Wörterbüchern, Katechismen, Fabelsammlungen und aus den Gesprächen mit alten Menschen angeeignet“ und für sich eine „uralte Sprache gewissermaßen neu erfunden“ (FUR 91–92) habe.

Einige der Sprachen, die Gauß in seinen Reisebüchern beschreibt, sind im Verlauf der Geschichte zu einem vom Verschwinden bedrohten Kulturgut geworden, dessen Überlieferung Wissenschaftler und die von ihnen betriebenen Speicherinstitutionen übernommen hätten. Im Band *Die sterbenden Europäer* berichtet er von den Bemühungen von Volksbildnern, dass die Arbëreshe im Alltag albanisch sprechen und „für die neuen Dinge des Lebens“ Wörter in dieser Sprache finden sollten, während das gesamte Gebiet, in dem ihre eigene Sprache „von einer erstaunlich großen Zahl von Linguisten vermessen, detailliert verzeichnet und in allen seinen Besonderheiten katalogisiert und archiviert worden“ sei, als gehe es darum, die Sprache der italienischen Albaner „mit möglichst exakter Beschreibung“ ins „Museum der ausgestorbenen Sprachen“ zu verfrachten, in das „imaginäre Museum des Verlusts, das wächst und wächst und in dem aufgehoben bleibt, was von der Erde getilgt wurde“ (StEu 132).

Das slowakische Hopgarten sei einige Jahrhunderte lang vergessen und erst vor einigen Jahren von „Sprachwissenschaftlern entdeckt worden“, lesen wir in *Die versprengten Deutschen*. Denn dort spreche man ein Gauß selbst „nahezu unverständliches Deutsch“, die Hopgartner Mundart, für die sich Linguisten interessieren würden, weil sich darin „sächsische, schlesische, schwäbische und bayrische Merkmale des Mittelhochdeutschen erhalten und auf einzigartige Weise vermengt“ (VD 81–82) hätten. Auf ähnliche Weise werde die Sprache der Zimbern, an der sie mit großer Zähigkeit „festgehalten“ hätten und die der reisende Gelehrte Johann Andreas Schmeller im 19. Jahrhundert als bairisch-tirolischen Dialekt identifiziert habe, von Sprachforschern mit großer Intensität erforscht, weil sie ein „Archiv des Deutschen“ darstelle, die überhaupt „älteste deutsche Sprachform, die noch gesprochen“ werde: „Wer einmal hören will“, schreibt Gauß, wie es sich zu jener Zeit angehört habe, als „Althochdeutsch noch nicht für ein paar Unverdrossene in Universitätsseminaren gelehrt, sondern in unzähligen regionalen Varianten von Millionen gesprochen“ worden sei, müsse sich zu den Zimbern begeben (FUR 76).

Im Band *Die sterbenden Europäer* befasst sich Karl-Markus Gauß auch mit der spezifischen Rolle der Literatur und ihrer Produzenten im Kontext von Nationen, deren Sprache vom Aussterben bedroht ist. Nirgendwo sonst seien die Schriftsteller „so angesehen wie bei den kleinen Nationen“, da deren Existenz „wesentlich vom Überleben ihrer Sprache“ abhängig sei. Obwohl sie sich damit „nur mit ihresgleichen zu Hause, aber nirgendwo sonst in und mit der Welt verständigen können“, würden die Dichter dieser Nationalitäten „gerade ihre kleine, von einigen Zehn- oder Hunderttausenden gesprochene Sprache“ mit großem Enthusiasmus als „einzigartiges System der Welterfassung und Weltdeutung besingen“. Diese Sprache sei zwar selbst bereits „bedroht“, sie könne sich jedoch, „selbst wenn sie von Gelehrten, Politikern, den Ideologen der großen Zusammenschlüsse

totgesagt“ worden sei, „oft noch über Jahrhunderte halten und entwickeln“ (StEu 130).

Generell sei die Funktion der Intellektuellen bei Minderheiten eine doppelte, schreibt Gauß im selben Buch: Sie würden dort jeweils „die Vorhut und die Nachhut“ darstellen. Einerseits würden sie die Vorhut jener bilden, die „sich als erste von der Minderheit verabschieden, um ihren Weg als Assimilanten in der Nationalität der Mehrheit zu suchen“. Andererseits würden sie als Nachhut jener fungieren, die noch als letzte einer Gemeinschaft die Treue hielten, die es „außer in ihren Wunschträumen und Zwangsvorstellungen“ gar nicht mehr gebe. Eine solche „Nachhut von Lehrern, Dichtern, Brauchtumsforschern, Archivaren“, so Gauß, „verzeichnet dann noch die Grammatik eines sterbenden Dialektes, rettet die Sagen, die sich die Menschen einst erzählten, in akademische Ausgaben“; sie würde „elegische Gedichte des Trotzes und Stolzes“ schreiben und die Gegenstände, die „von Generationen gesammelt“ worden seien, um von den heutigen Menschen „achtlos auf den Müllhaufen“ geworfen zu werden, „ins Heimatmuseum“ befördern (StEu 141–142).

4 Denkmäler

Im Bereich der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorien hat Pierre Nora mit seinem Konzept der „Gedächtnisorte“ Aufmerksamkeit gefunden. Er meint damit institutionalisierte Räume des Erinnerns, die zu einer Zeit der Auflösung natürlich gewachsener Gedächtnisgemeinschaften und ihrer Ablösung durch das Konzept einer „Geschichte“ als abstrahierender „Repräsentation der Vergangenheit“ (Nora 1998, 13) dennoch Zugang zu dieser Vergangenheit ermöglichen: „Die Gedächtnisorte entspringen und leben aus dem Gefühl, daß es kein spontanes Gedächtnis gibt“, dass man u. a. „Archive schaffen“ müsse, um das Verlorene neu zu „konstruieren“ (Nora 1998, 20). Daraus erkläre sich, so Nora, die aktuelle „Religion des Bewahrens und der Archivüberproduktion“, die Ausweitung des „Erinnerungswürdigen“ und der Ausbau der „Gedächtnisinstitutionen“ (Nora 1998, 22–23). Als Orte der Rekonstruktion des als bedeutsam angesehenen Vergangenen erkundet Karl-Markus Gauß in seinen Reisebüchern auffällig oft die Denkmäler der von ihm besuchten Überlieferungsgemeinschaften, und er widmet ihnen als Zeichen für die Selbstausslegung dieser Menschengruppen eine Reihe erhellender Lektüren.

Anlässlich seines Besuches in Kočevje erinnert Gauß mit Hilfe eines Blicks auf alte Stiche an ein Schloss, das Wolf Engelbrecht von Auersperg errichten ließ. Es wurde während des Zweiten Weltkriegs im Rahmen einer Schlacht zwischen den Italienern und den slowenischen Partisanen stark beschädigt und nach

ihrem Sieg von den Partisanen gesprengt. Später wurde an seiner Stelle ein „aus jeder Proportion geratenes Partisanendenkmal“ errichtet, außerdem ein „Großkaufhaus von sehenswerter Scheußlichkeit“ (StEu 74). Nun steht der Ich-Erzähler des Texts vor dem Monument vergangener Kämpfe: „Das Partisanendenkmal, eine Verherrlichung proletarischen Muskelspiels in Metall und Stein, ragte acht Meter in den Mittag, und ich kam, vor ihm stehend, ins Grübeln, was in Menschen vorgehen mag, die diese monumentale Todesverherrlichung täglich passieren“ (StEu 74). Im litauischen Klaipėda (dt. Memel) spiegelt die historische Abfolge von Denkmälern die politischen Gegebenheiten, die im 20. Jahrhundert die Geschehnisse der Stadt bestimmt haben. 1912 habe man auf dem dortigen Theaterplatz zu Ehren des Barockdichters Simon Dach vor dem Stadttheater einen Brunnen errichtet und ihn mit einer bronzenen Statue des „Ännchens von Tharau“ geschmückt, der jungen Frau, die er in seinem populärsten Werk besungen habe (vgl. VD 55). 1939 habe man es vom Theaterplatz entfernt; damals verkündete Adolf Hitler vom Balkon des Theaters die Heimkehr des Memellandes in das Großdeutsche Reich. Nach dem Sieg der Roten Armee seien dort „ein Schützenpanzerwagen und ein düsteres Monument Stalins“ (VD 56) aufgestellt worden. Inzwischen sei die Statue des „Ännchens von Tharau“ wieder an ihren Ort zurückgekehrt: Sie sei zwar nicht gerade ein „aufwühlendes Kunstwerk“, kommentiert der Erzähler, sondern eher „geschickt verfertigter kunstgewerblicher Kitsch“. Dennoch stelle sie „ein Symbol“ dar, in dem sich die Gesellschaft, die sie aufgestellt habe, „ihrer besten Traditionen, des übernationalen Erbes, des alltäglichen Zusammenlebens verschiedener Nationalitäten in einer Stadt und Region, in Klaipėda und im Memelland“ (VD 56), besinne.

Als Gauß den Zentralfriedhof von Chişinău in der Republik Moldau besucht, findet er an dessen äußerster Ecke eine „Wiese von der Größe dreier Fußballfelder“ vor, den „Complexul Memorial Eternitate“. Darauf habe man in halbrunder Anordnung „sechs monumentale, gewiss zehn, zwölf Meter hohe Reliefs aus rotem Sandstein“ errichtet, auf denen „Szenen des Krieges“, der zwischen 1941 und 1944 auf moldawischem Boden gewütet habe, „in expressiver Symbolik abgebildet“ seien. In die Mitte der Wiese habe man ein kleineres Denkmal platziert – zur Erinnerung an die zahlreichen jungen Soldaten, die „in dem vier Wochen währenden Kampf um Transnistrien gefallen“ (ZL 68) seien. Am anderen Ende der Wiese habe das „pompöse Ehrenmal“ aufgeragt, „fünf Sturmgewehre aus rotgefärbtem Beton, die sich in einer Höhe von 25 Metern trafen, wie die Stützpfeiler eines Zeltes“ (ZL 69). Dem Ich-Erzähler kommt beim Blick über die gesamte Anlage zu Bewusstsein, dass dort „die widersprüchliche Geschichte der Moldau [...] offen zutage“ getreten sei:

hier das Ehrenmal der Roten Armee, vor dem jahraus, jahrein moldauische Soldaten Wache hielten; dort das Mahnmal, das an die moldauischen Soldaten erinnerte, die im Kampf gegen die sowjetische Armee und die transnistrischen Separatisten ums Leben kamen. Und drüben die monumentalen Reliefs, die davon kündeten, dass Bessarabien im Zweiten Weltkrieg ein einziges Schlachthaus war. (ZL 69–70)

Auch in Widin, einem der ersten Orte in Bulgarien, in denen „um die Mitte des 19. Jahrhunderts der Aufstand gegen die Osmanen ausbrach und, zweimal, dreimal niederkartätscht, doch wieder immer neu aufflammte“ (ZL 150), erinnert ein gigantisches Mahnmal an die historischen Ereignisse: Das drei Meter hohe Monument zeige eine „Handvoll Bauern und Arbeiter“, in einer Pose, in der sie „als Soldaten, in der einen Hand Gewehr oder Lanze, die andere zur Faust des Fortschritts geballt, mit grimmig verzerrten Gesichtern vorwärts“ stürmen würden. Der Künstler habe sie jedoch, „um ihren Angriffsmut zu steigern, so steil vorwärts geneigt, dass sie, würden sie aus ihrer schwarzen metallischen Starre zum Leben erwachen, unweigerlich beim nächsten Schritt stürzen müssten“. Der Erzähler hat fast den Eindruck, als sei „der hochdekorierte Bildhauer ein verkappter Defätist gewesen“ – habe er doch die „proletarischen Kämpfer im allerletzten Moment, ehe sie straucheln und im Staube liegen werden, festgehalten und somit ihr Heldentum der Lächerlichkeit preisgegeben“ (ZL 151).

In Veliko Tarnovo, der alten bulgarischen Hauptstadt, schreibt Gauß, sei er auf das „kurioseste Denkmal“ gestoßen, das er „jemals gesehen“ (ZL 170) habe: An der Stelle, wo der Fluss Jantra eine spektakuläre Kehre um fast 180 Grad ziehe, sei eine Halbinsel entstanden. Darauf habe man ein riesiges „Ensemble schwarzer Bronzefiguren“ errichtet: „vier überlebensgroße, waffenstarrende Krieger, jeder auf einem Schlachtross und mit einer Miene, als gälte es den Feind im nächsten Augenblick bei lebendigem Leib zu zermalmen“. Zwischen ihnen, „deren Rösser in perfekter Symmetrie nach vier Richtungen loszusprengen schienen“, befinde sich ein „dünner, am oberen Ende scharf zugespitzter Pfeiler“, der „wie ein immens langer Stift“ wirke – als sei er dazu bestimmt, „das Himmelszelt selber einzuritzen“.

Die Statuen stellen die vier Brüder Asen dar, die im 12. Jahrhundert die Herrschaft über die Region eroberten, Veliko Tarnovo zu ihrem Verwaltungssitz machten und sich zu Zaren über weite Teile Bulgariens, Griechenlands und Rumäniens ausriefen. Das Denkmal, das „vier Selbstherrscher verherrlichte“, sei erst in den letzten Jahren der kommunistischen Ära errichtet worden – eines politischen Systems, das in Bulgarien die „feudalen Traditionen offenbar nicht überwinden, sondern an sie anschließen wollte“ (ZL 171). Mit gemischten Gefühlen reflektiert der Erzähler das Größenverhältnis zwischen ihm als einzelнем Menschen und dem pompösen Bauwerk: „Ein paar Stunden später würde ich ganz klein unter diesem mit seiner Wucht und Gewaltbarkeit erschütternden Monu-

ment stehen“ (ZL 171), das man unterhalb der in den Felsen hineingebauten Stadt mit ihren reizvollen Straßen hingesezt habe, „mit einer vor eroberungswütigem Kampfesmut schier brüllenden Figurengruppe“ (ZL 172).

Einige der von Gauß beschriebenen Denkmäler künden von der komplizierten Beziehung der Bulgaren zu Russland bzw. zur Sowjetunion, wie das staatliche Gebilde hieß, dem die Russen für mehr als sieben Jahrzehnte angehörten. Am Šipka-Pass oberhalb von Gabrovo besucht der Erzähler das „gigantische Denkmal zu Ehren der russischen Soldaten“ – womit allerdings die russischen Soldaten des Jahres 1878 gemeint sind, die „den Bulgaren zum Sieg über die osmanische Militärmacht verholfen“ hatten, nicht die sowjetischen des Zweiten Weltkriegs (ZL 179). Auch in Sofia steht ein „monumentales Denkmal“, diesmal in einem großen Park. „Es war vierzig Meter hoch, ein sich nach oben verjüngender Pfeiler, an dessen Spitze ein Rotarmist die Kalaschnikow triumphierend in den Himmel reckte, während ein Arbeiter und eine Bäuerin sich schuttsuchend an ihn schmiegt.“ Der breite Sockel des Monuments gibt „auf drei Seiten die ruhmreiche Geschichte der Roten Armee im Relief dichtgedrängter Kämpfer“ (ZL 194) wieder.

Das 1954 errichtete, der Roten Armee gewidmete Denkmal war von Beginn an umstritten. Bulgarien empfand sich ja in Wahrheit nicht als „befreit“, denn als die Rote Armee im September 1944 einmarschierte, war das Land von keinen fremden Truppen besetzt; es hatte schon zuvor die Seiten gewechselt und die Allianz mit Deutschland beendet. Auch die diskriminierenden Gesetze waren nicht mehr in Kraft, und die Juden hatte man bereits vorher vor der drohenden Deportation bewahrt. „Während die Rote Armee anderswo die Wehrmacht besiegte und die Mordbrigaden der SS und ihrer Kollaborateure zerschlug“, habe es „in Bulgarien für sie niemanden zu besiegen und militärisch nichts zu befreien“ gegeben. Daraus sei die Meinung entstanden, dass mit diesem Denkmal „nicht Befreiern, sondern Okkupanten gehuldigt“ worden sei, die „ein bis dahin unbesetztes Land besetzten und es bis 1989 nicht aus den Klauen ihrer brüderlichen Vormacht entließen“ (ZL 194). Der 1993 erfolgte Beschluss des Stadtrats, das Monument zu entfernen, wurde allerdings niemals umgesetzt.

In einem Skulpturenpark mit dem dazugehörigen „Museum der totalitären Kunst“ haben sich, ebenfalls in Sofia, die Produkte der staatlichen Heroisierungspraxis bereits in historische Exponate verwandelt: „Hundert oder zweihundert Kolosse standen in einem mit Stacheldraht umzäunten Gelände traurig beieinander“, beschreibt Gauß die bizarre Szenerie, „lauter Helden der kommunistischen Ära, alle in Überlebensgröße“, mit einheitlicher Pose: „fast ein jeder die Hand, die Faust erhoben und den Blick grimmig in eine bessere Zukunft gerichtet, zu der es nicht mehr kam“. Lenin, Stalin, Todor Živkov sind zu sehen, „ihre in Wahrheit oft kleinen, zerbrechlichen Körper massiv, als wären sie Athleten, die den

Sozialismus in der Kraftkammer erlernten“. Gerahmt ist die gesamte Anlage jedoch von Monumenten der neuen Mächte, „die ausrangierte Zukunft, umgeben von auftrumpfender Gegenwart“. Den Skulpturenpark überragen die „Paläste der neuen Herren“, eine Selbst-Huldigung „in Glas und Beton“: der Wolkenkratzer einer Bank, eine Shopping-Mall, ein riesiges Bürogebäude, „alles protzig und ohne architektonische Idee errichtet außer der, dass der Kapitalismus, der den Kommunismus besiegt hatte, diesen an Monumentalität übertreffen musste, um seinen Sieg sinnfällig im Stadtbild zu erweisen“ (ZL 196).

Nicht ohne Ironie kommt dem Erzähler bei der Fahrt durch Gabrovo der berühmteste Sohn der Stadt in den Sinn, Christo Jawaschew (1935–2020), der sich als Künstler „Christo“ nannte: Plötzlich habe er begriffen, „warum Christo nur aus Bulgarien stammen konnte, dem Land der monumentalen Denkmäler, die wie darauf zu warten schienen, dass man sie verhülle und ihre Eindeutigkeit in etwas Rätselhaftes verwandle“ (ZL 176).

5 Die Spuren des Nationalismus

Ein Thema, das Karl-Markus Gauß in seinen Reisebüchern immer wieder aufgreift, ist seine skeptische Auseinandersetzung mit dem Konzept „Nation“ und dessen problematischen Auswirkungen. Gleich mehrmals bezieht er sich auf ein Zitat des englischen Philosophen Isaiah Berlin, der einmal gemeint habe, „jede Nation werde von Menschen gebildet, die sich in einem gemeinsamen Irrtum über ihre Herkunft befänden“ (FUR 156, ähnlich StEu 194). Man kann dabei an Ernest Renan denken, der in seiner berühmten Rede *Qu'est-ce qu'une nation?* (1882) davon ausgeht, dass sich Gemeinschaften wie Nationen konstituieren würden, indem sie sich „auf eine Geschichte ihres Ursprungs einigen, die aus Schöpfungsmythen, Gründungsakten oder heroischen Eroberungs- oder Verteidigungsleistungen bestehen“ könne. Dadurch würden bestehende „individuelle Differenzen überwunden und ein allgemeingültiger Code für das Selbstverständnis der Nation etabliert“ (Pethes 2008, 40–41). Gauß warnt dabei vor einem herblassenden Umgang der hegemonialen Mächte mit der Praxis kleinerer Nationalitäten, ihr Bestehen aus bestimmten Narrationen abzuleiten: Das „Rühren in der mythischen Ursuppe bei den kleineren, besiegten Nationen“ habe „nichts Verwerflicheres oder Lächerlicheres“ an sich als bei den „großen, die aus ihren Mythen allseits respektiertes Kulturgut gemacht“ (StEu 196) hätten.

Im Zusammenhang mit dem albanischen Nationalhelden Skanderbeg charakterisiert Gauß den modernen Begriff der „Nation“ als „Zwangsvorstellung vom ‚Nationalstaat‘, in dem nur die Angehörigen ein- und derselben, als Nation identifizierten Sprachgruppe leben sollten“ (StEu 119). Die Präsenz Skanderbegs „im

Bild der albanischen Städte und im kollektiven Gedächtnis des Volkes“ zeige sich in der durchgängigen Benennung zentraler Straßen und Plätze, außerdem sei er überall als „standardisierte Porträtbüste“ zugegen, die ihn mit der „grausamen Miene des Söldners“ (StEu 118) wiedergebe. Gjergj Kastrioti, der zweifach (vom Christentum zum Islam und zurück) konvertierte Heerführer, der gleichermaßen blutrünstig die jeweiligen gegnerischen Armeen bekämpfte, sei zuletzt „in die Legende“ entschwunden, als „Erzengel der Rache“ und „unsterblicher Partisan der Berge“, der eines Tages wiederkehren werde, um „den vernichtenden Schlag gegen alle Feinde Albaniens“ auszuführen und die „Albaner aus aller Welt in die Heimat zurückzurufen“ (StEu 119–120). An seinem Beispiel skizziert Gauß die Umwandlung einer realen Persönlichkeit mit all ihren Widersprüchen zur nationalen Identifikationsfigur: ein „Held der Geschichte“ als Produkt einer kollektiven Konstruktion, der mit dieser Geschichte „fast nichts zu tun“ habe, „halb synthetische Figur der Kulturindustrie, halb Heros der nationalen Mythologie, Conan der Barbar, dem Kino entsprungen, Vater aller Albaner, von dem die Märchen der Großeltern erzählen“ (StEu 120).

Ebenfalls in *Die sterbenden Europäer* vertritt Gauß mit Vehemenz die Ansicht, dass „dem Balkan das westliche Konzept des Nationalstaates verheerend unangemessen“ sei und dort unweigerlich „zu Krieg, Vertreibung, ethnischer Säuberung führen“ (StEu 219) musste. Beim Zerfall des Osmanischen Reiches habe man ein „Puzzle vermeintlicher Nationalstaaten über den Balkan ausgestreut“; damit habe eine Ära begonnen, in deren Verlauf „unablässig die Grenzen korrigiert, die Bevölkerungen vertrieben, ausgetauscht, neu angesiedelt“ worden seien und immer wieder „Bürgerkriege zu neuen Grenzkorrekturen und Vertreibungen“ (StEu 219) geführt hätten. Die Last der vergangenen Gewalttaten, die sich im kollektiven Gedächtnis der einzelnen Nationalitäten sedimentiert hätten, und der Umgang der Menschen damit werden jedoch nicht nur am Beispiel der Bevölkerungsgruppen auf dem Balkan zum Thema. Im Kontext seiner Reise nach Litauen bespricht Gauß in *Die versprengten Deutschen* seine regelmäßig wiederkehrende Erfahrung, „wie ein aus Bitterkeit und Enttäuschung gebrauchtes Gefühl“ in zunächst friedlich erscheinenden Menschen „jäh überkochte“, nachdem sie es zuvor „hinter einer Mauer aus Erschöpfung, Vorsicht, Resignation“ (VD 26–27) zurückgehalten hätten:

Es war die verzweifelte Wut all dieser Menschen, daß es ihnen nicht gelungen war, die Welt von ihrem Leid, von dem Unrecht, das sie erlitten hatten, in Kenntnis zu setzen und vor einer mächtigen Instanz, der Uno, der Europäischen Union, der Weltöffentlichkeit, der Geschichte selbst, als Opfer, als das wahre Opfer in der opfervollen Geschichte des 20. Jahrhunderts anerkannt zu werden. (VD 27)

Der Umgang mit historischer Schuld, die Weitergabe von Hypotheken aus der Vergangenheit und die Fortführung von Gewaltstrukturen, deren Ursprung kaum mehr eindeutig zu lokalisieren ist, wird in den Reiseberichten von Karl-Markus Gauß so intensiv besprochen wie kaum ein anderes Thema. Anlässlich seines Besuchs in der Gottschee stellt er dar, wie die Legitimierung von Gewalt aus der eigenen Leiderfahrung funktionieren kann: Slowenien sei von den Truppen des nationalsozialistischen Deutschland überfallen worden, die Wehrmacht habe „auf dem Balkan gewütet“, man habe also nur das ‚Dritte Reich‘ mit den „seit Jahrhunderten auf dem Balkan ansässigen deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen“ zu identifizieren brauchen, und schon sei deren „vieltausendfache Vertreibung, Ausplünderung, Ermordung nachgerade zur antifaschistischen Tat“ geworden, zu der man sich, gleich ob bei den Donauschwaben oder Gottscheern, „noch fünfzig Jahre später stolz bekennen“ (StEu 82) konnte.

Gauß schildert in seinen Reisebüchern eine ganze Reihe von Konsequenzen und Verhaltensweisen, die sich aus der historischen Diskriminierung von Minderheiten und ihrer Marginalisierung ergeben haben. Am Beispiel der „Vlachen“, wie die Aromunen in Griechenland genannt werden, beschreibt er die Übernahme der Fremd-Definitionen, wie sie die hegemoniale Mehrheit gegenüber einer Minderheit vornimmt, in den Bereich des eigenen Selbstverständnisses. Die griechischen Aromunen seien „so lange rabiat verfolgt und zur Assimilation gezwungen“ worden, bis ein großer Teil von ihnen das Wort „Vlache“ selbst als „abfällige Bezeichnung für einen Hinterwäldler, einen ungebildeten, tölpelhaften Menschen“ zu verwenden gelernt hätte:

Triumph des Nationalismus: die Minderheit wird mit dem Gefühl der Minderwertigkeit infiziert, sodaß sie es als Schande empfindet, nicht der Mehrheit anzugehören, und dieser Schande zu entfliehen trachtet, indem sie den eigenen Kindern die Muttersprache verweigert und sie die Anpassung an die Mächtigen und Erfolgreichen, die Unterwerfung unter die Institutionen und das Geschichtsbild der Mehrheit lehrt. (StEu 220)

Bei den Sorben muss Gauß erleben, wie die anachronistische Orientierung an Traditionen, die längst nicht mehr am Leben sind, zur theatralischen Inszenierung verkommt, wie der Schein einer intakten kulturellen Überlieferung aufrechterhalten wird, obwohl die Verbindung zu diesen Traditionen längst abgeschnitten ist. Regelmäßig werde „Heimattreue aufgeboten und Sorbentum aufgeführt“, schildert Gauß diesen Vorgang, „doch indem die Vergangenheit als Illusionsstück von heute gespielt“ werde, gerate sie „noch nachträglich in den Verdacht, immer schon eine Lüge gewesen zu sein“ (StEu 179). Im Spreewald würden sich als die „letzten Sorben“ verkleidete Kellner, Pensionsbesitzer und Souvenirhändler den Millionen Besuchern andienen. Der Autor beschreibt sie als „Eingeborene, die keine Erinnerung mehr haben“ und dennoch den eigenen

„Lebensunterhalt mit einer Vergangenheit bestreiten, der sie gründlich entfremdet“ seien. „In falsche Trachten gezwängt“, würden sie „ein paar sorbische Grußworte wie betrügerische Schmeicheleien“ vortragen und damit die „Sehnsucht jener“ bedienen, die „trunken nach Heimat und Ursprung“ seien und sie deshalb „unfehlbar dort entdecken, wo sie bereits gründlich zerstört“ (StEu 179) seien.

6 Das Ich des Autors

Die Reisebücher von Karl-Markus Gauß enthalten stets auch Reflexionen des Ich-Erzählers über seine eigenen Einstellungen und Verhaltensweisen; die Verbindung zwischen der Vermittlung sachbezogener Informationen und dem Subjekt, das diese Inhalte wahrnimmt und ihre Darstellung künstlerisch formt, hat auch die literaturwissenschaftliche Forschung zu diesem Autor längst erkannt (vgl. dazu Höller 2010, Rossbacher 2010, Strigl 2017). Die Erlebnisse, die er in seinen Reportagen schildert, werden stets auf das Ich dieser Darstellung rückgebunden: „Ja, dachte ich mir jetzt beglückt“, heißt es in *Zwanzig Lewa oder tot*, „ich reise auch deswegen so gerne, weil ich in der Fremde immer irgendwo auf den stoße, der ich einmal war oder der ich, ehe ich es vergessen hatte, gerne geworden wäre“ (ZL 167). In *Die fröhlichen Untergeher von Roana* resümiert er, dass er nun zu den Aromunen, den Arbëreshe, den Sepharden von Sarajevo und zu den Zimbern gereist sei – und im Grunde „immer noch nicht“ wisse, woher seine „Sympathie für sie alle stammte, die sie unbelohnt an ihrer randständigen Kultur festhielten“ (FUR 78).

Dabei unterzieht er auch sein eigenes Verhalten einer kritischen Überprüfung. Wenn er als „erschreckend“ festhält, dass er bei seinem Besuch in Mazedonien (*Die sterbenden Europäer*) auf die „Gewohnheit“ stößt, die „Menschen auf ihre ethnische Herkunft hin zu erfassen, sie nach unmerklichen physiognomischen Besonderheiten zu taxieren, die sie als Albaner, Rumänen, Aromunen auswiesen“ (StEu 208), übersieht er später nicht, dass auch er selbst begonnen hat, „die Leute nach ethnischen Merkmalen zu betrachten“ (StEu 227). Während seiner Begegnungen mit den slowakischen Roma in *Die Hundeesser von Svinia* wird ihm plötzlich bewusst, dass er soeben „wie selbstverständlich in einem Menschen zuerst den Rom identifizierte“ und erst später begriffen habe, einen „ganz normalen Menschen kennengelernt zu haben, der sich nicht als Repräsentant, sondern als Individuum fühlte“ (HS 38).

Mit sanfter Ironie spricht Gauß von seiner Parteilichkeit zugunsten jener Menschen, die er als Verlierer von Machtkonstellationen wahrnimmt – und erkennt dabei auch, dass ihm seine Solidarität mit ihnen gelegentlich den Blick auf die Wirklichkeit verstellt: „Wieder einmal ertappte ich mich dabei, die Unter-

drückten lieber für edel als eben – für unterdrückt zu halten“, lautet ein Satz in *Die fröhlichen Untergeher von Roana* (FUR 17). Im selben Band spricht er von den Auswirkungen „jenes so unbegründeten wie prekären Vorurteils“, das ihn „für fast jede Minderheit einnimmt und das gerade in seinem Wohlwollen natürlich auch etwas Borniertes hat“ (FUR 86).

Karl-Markus Gauß beendet dieses Buch mit einem Dialog, der für seine Reise-literatur und den darin gestalteten Umgang mit anderen Menschen und Kulturen charakteristisch ist. Jurga, eine 45-jährige Frau mit karaimischen Wurzeln, wirft – erneut mit Bezug auf Isaiah Berlin und seinen skeptischen Nationsbegriff – die Frage auf, ob jemand überhaupt von sich sagen könne, wer er wirklich sei. Dennoch sei es für sie wichtig, dass es Karaimen gebe: „Irgendwer wollen schließlich auch wir sein.“ Ob ihr Gesprächspartner das verstehen könne? „Allerdings, das konnte ich verstehen“, schreibt Gauß im letzten Absatz seines Buches, „obwohl ich wieder einmal den Eindruck hatte, nicht allzu viel von der Welt zu begreifen, die zu erkunden ich mich aufgemacht hatte“ (FUR 156).

Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida. *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses* [1999]. München: C. H. Beck, 2018.
- Assmann, Jan. *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen* [1992]. München: C. H. Beck, 2018.
- Erl, Astrid. *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler, 2017.
- Ernst, Wolfgang. „Das Archiv als Gedächtnisort“. *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaften, Medien und Künsten*. Hg. Knut Ebeling und Stephan Günzel. Berlin: Kadmos, 2009. 177–200.
- Farge, Arlette. *Der Geschmack des Archivs* [1989]. Göttingen: Wallstein, 2011.
- Foucault, Michel. *Die Archäologie des Wissens* [1969]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1973.
- Gauß, Karl-Markus. *Abenteuerliche Reise durch mein Zimmer*. Wien: Paul Zsolnay, 2019.
- Gauß, Karl-Markus. *Die fröhlichen Untergeher von Roana. Unterwegs zu den Assyriern, Zimbern und Karaimen* [2009]. München: dtv, 2010. [Textbelege unter der Sigle FUR mit Seitenzahl]
- Gauß, Karl-Markus. *Die Hundeesser von Svinia* [2004]. München: dtv, 2006. [Textbelege unter der Sigle HS mit Seitenzahl]
- Gauß, Karl-Markus. *Die sterbenden Europäer. Unterwegs zu den Sepharden von Sarajevo, Gottscheer Deutschen, Arbëreshe, Sorben und Aromunen* [2001]. München: dtv, 2002. [Textbelege unter der Sigle StEu mit Seitenzahl]
- Gauß, Karl-Markus. *Die unaufhörliche Wanderung*. Wien: Paul Zsolnay, 2020.
- Gauß, Karl-Markus. *Die versprengten Deutschen. Unterwegs in Litauen, durch die Zips und am Schwarzen Meer* [2005]. München: dtv, 2008. [Textbelege unter der Sigle VD mit Seitenzahl]
- Gauß, Karl-Markus. *Im Wald der Metropolen*. Wien: Paul Zsolnay, 2010.

- Gauß, Karl-Markus. „Kurze Autobiographie des Autors als Leser“. *Von der Produktivkraft des Eigensinns. Die Literaturen des Karl-Markus Gauß*. Hg. Werner Michler, Klemens Renoldner und Norbert Christian Wolf. Salzburg: Otto Müller, 2017. 193–207.
- Gauß, Karl-Markus. *Zwanzig Lewa oder tot. Vier Reisen*. Wien: Paul Zsolnay, 2017. [Textbelege unter der Sigle ZL mit Seitenzahl]
- Halbwachs, Maurice. *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen* [1925]. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1985.
- Halbwachs, Maurice. *Das kollektive Gedächtnis* [1950]. Frankfurt a. M.: Fischer, 1991.
- Höller, Hans. „Der Zusammenhang. Der Tagebuchroman *Zu früh, zu spät*“. *Grenzgänge. Der Schriftsteller Karl-Markus Gauß*. Hg. Herbert Ohrlinger und Daniela Strigl. Wien: Paul Zsolnay, 2010. 97–110.
- Michler, Werner. „Dokumente der Kultur, Dokumente der Barbarei. Karl-Markus Gauß' Beiträge zu einer anderen Literaturgeschichte Mitteleuropas“. *Von der Produktivkraft des Eigensinns. Die Literaturen des Karl-Markus Gauß*. Hg. Werner Michler, Klemens Renoldner und Norbert Christian Wolf. Salzburg: Otto Müller, 2017. 67–81.
- Nora, Pierre. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis* [1990]. Frankfurt a. M.: Fischer, 1998.
- Ohrlinger, Herbert, und Daniela Strigl. „Ich lasse es regnen“ [Ein Gespräch mit Karl-Markus Gauß]. *Grenzgänge. Der Schriftsteller Karl-Markus Gauß*. Hg. Herbert Ohrlinger und Daniela Strigl. Wien: Paul Zsolnay, 2010. 9–43.
- Pethes, Nicolas. *Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung*. Hamburg: Junius, 2008.
- Pohl, Isabella. „Den Roman werde ich nicht schreiben“ [Interview mit Karl-Markus Gauß]. *Der Standard*, 7. September 2010.
- Rosbacher, Karlheinz. „Hinschauen, hinhören, lesen, schreiben. Über die Journalbücher“. *Grenzgänge. Der Schriftsteller Karl-Markus Gauß*. Hg. Herbert Ohrlinger und Daniela Strigl. Wien: Paul Zsolnay, 2010. 72–96.
- Schenk, Dietmar. *Kleine Theorie des Archivs*. Stuttgart: Franz Steiner, 2008.
- Stocker, Günther. „Ein anderes Österreich. Karl-Markus Gauß' Arbeit am Kanon. Eine Übersicht“. *Von der Produktivkraft des Eigensinns. Die Literaturen des Karl-Markus Gauß*. Hg. Werner Michler, Klemens Renoldner und Norbert Christian Wolf. Salzburg: Otto Müller, 2017. 83–90.
- Strigl, Daniela. „Von Teddybären, dem morbus austriacus und der Neugier auf die Welt. Gauß und die österreichische Literatur seiner Generation“. *Von der Produktivkraft des Eigensinns. Die Literaturen des Karl-Markus Gauß*. Hg. Werner Michler, Klemens Renoldner und Norbert Christian Wolf. Salzburg: Otto Müller, 2017. 15–29.
- Tanzer, Christian. *Im Vergessen das Gedächtnis sein. Der Essayist Karl-Markus Gauß*. Stuttgart: Akademischer Verlag Hans Dieter Heinz, 2007.